Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

Schriften zur Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika

In immer größerer Zahl werden amerikanische Lehrbücher und Taschenbücher, die sich in den USA einer großen Verbreitung erfreuen, auch einem deutschsprachigen Leserkreis in Übersetzung vorgelegt und ergänzen die Werke europäischer Amerikanisten in glücklicher Weise. Es ist eine Gattung Schrifttum, die wir kaum kennen, geschaffen für die Bedürfnisse der heranwachsenden College-Jugend. Ihr Merkmal ist einerseits «facts», erträglich gemacht durch eine gute Disposition des Stoffes, anderseits eine leicht faßliche Auslegung. Neuerdings wagen es die bedeutenden Schriftsteller unter den Gelehrten, ihre Werke als Pocket-Books umzuarbeiten und gelangen damit an einen noch größeren Leserkreis.

Unter den zahlreichen Gesamtdarstellungen der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte hat sich das Lehrbuch von *H. U. Faulkner*, das 1924 in erster Auflage erschien und 1954 die 7. Auflage erlebte, die offenbar der hier angezeigten deutschen Übertragung zugrunde liegt, immer einer besonderen Vorliebe in Europa erfreut. Der Verfasser hat 1931 und 1943 den Text überarbeitet und außerdem mit jeder Auflage seine Ausführungen auf den Stand der Gegenwartsentwicklung gebracht[1].

Die Beliebtheit von Faulkners Text rührt wohl daher, daß es der Verfasser versteht, die Landes-, Staats- und Wirtschaftsgeschichte zusammenzufassen, das heißt die politischen, ökonomischen und sozialen Probleme gesamthaft zur Darstellung zu bringen und sich in einer leicht verständlichen Sprache zu äußern. Erfreulich ist auch die Beigabe graphischer statistischer Darstellungen und anderer Skizzen.

Das Werk, im Umfang von 800 Seiten, kann auch als Handbuch und Nachschlagewerk verwendet werden, da es eine ausgewählte Bibliographie enthält und dank eines guten Sach- und Personenregisters eine rasche Orientierung ermöglicht.

Der Übersetzung der amerikanischen Geschichte aus der Feder der Historiker *Nevins* und *Commager*, die beide an der Columbia-Universität New York tätig sind, liegt die Edition der «Pocket History of the United States» zugrunde[2]. (Warum keine Angabe des Publikationsjahres weder des Originals noch der Übersetzung? — Wir vermuten für das Original das Jahr 1955 oder 1956.)

Die leicht lesbare und von hervorragenden Forschern verfaßte Darstellung der Entwicklung Amerikas von der Kolonialzeit bis zur Gegenwart ist dank ihrer guten Gliederung, der einfachen, aber prägnanten Sprache (in guter Übersetzung) und einer auch die übernationalen Aspekte einbeziehenden Auffassung der amerikanischen Geschichte, die zugleich sachlich, lebendig und ansprechend ist, eine sehr empfehlenswerte Lektüre.

Einen anderen Charakter als diese Bücher hat die Streitschrift «Tradition der amerikanischen Außenpolitik» von *Frank Tannenbaum*, die den amerikanischen Originaltitel

---

[1] Harold U. Faulkner: Geschichte der amerikanischen Wirtschaft. Econ-Verlag, Düsseldorf 1957.

[2] Allan Nevins und Henry Steele Commager: Kurze Geschichte der Vereinigten Staaten. Sammlung Wissen und Leben, 4. Rheinische Verlags-Anstalt, Wiesbaden (o. D.).

nicht ganz richtig wiedergibt; denn das Anliegen des Verfassers ist es, eine Lanze für «die amerikanische Tradition in der Außenpolitik» zu brechen[3]. Und diese Tradition ist, so meint der Verfasser, eine «humane und friedliche Tradition», die heute bedroht ist durch die Verfechter der «Doktrin der Machtpolitik», die sich als «Realpolitiker» aufspielen. Die Schrift Tannenbaums ist einzureihen in die große Serie von Werken zum Problem der amerikanischen Weltmachtstellung und der Aufgaben und Ziele der amerikanischen Außenpolitik. Namentlich visiert werden die Arbeiten von Hans J. Morgenthau und von George F. Kennan, den «Hauptverfechtern der Lehre von der Realpolitik». Worum es geht? «Die eine Seite hält es für nötig, ja unvermeidlich, die Beziehungen zwischen den Völkern auf dem Grundsatz des Mächtegleichgewichtes beruhen zu lassen. Die andere Seite glaubt, daß es... erstrebenswert ist, die internationalen Beziehungen auf der Basis des gleichberechtigten Staates zu organisieren. Ihre Schlußfolgerungen und ihre Gesetze entnimmt die eine Denkrichtung dem modernen System der Nationalstaaten Europas, die andere hingegen den Erfahrungen, welche die USA mit dem System des Föderalismus gemacht haben... und der Geschichte des ältesten Bundesstaates, der Schweiz» (!) (Einleitung, S. 12).

Das Buch hat seine Bedeutung als repräsentative Äußerung einer Gruppe amerikanischer Bürger, die den irrigen Glauben haben, es gebe eine amerikanische Außenpolitik, die sich von jener anderer Staaten grundsätzlich unterscheide. Zugegeben, daß die Aufgaben der Außenpolitik nach Zeit, Ort, innerer staatlicher Struktur, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen verschieden sind und die USA das Glück hatten, unbehelligt von (schwachen) Nachbarn und wenig behelligt durch die europäischen Großmächte (die sich anderen Jagdgründen zuwendeten) in der «Abseitigkeit» ihren ursprünglich kleinen Staat zu einem föderativen Großstaat im 19. Jahrhundert auszubauen; heute aber stehen sie «mitten in der Welt», und die Aufgaben, die sie zu bewältigen haben, sind durchaus jene einer Groß- und Weltmacht. Es ist verfehlt, den «Grundsatz des Mächtegleichgewichtes» dem Prinzip der gleichberechtigten Staaten und des Föderalismus als ein Entgegengesetztes gegenüberzustellen. Alle Politik ist Machtpolitik ihrem Wesen nach. Das Problem, das sich stellt, ist — in den Worten von O. H. von der Gablentz («Neue Politische Literatur», 3. Jahrgang, Februar 1958, S. 125): «wie kann in der Politik die Macht... zur öffentlichen Funktion, zum Werkzeug der Gestaltung und des Rechtes gemacht werden?» Föderierung ist *ein* Prinzip zur Gestaltung politischer Machtverhältnisse, aber es hebt die Tatsache nicht auf, daß es verschieden starke Staaten (Mächte) gibt und es eine der Kunstregeln der Diplomatie aller Zeiten gewesen ist, ein Mächtegleichgewicht herbeizuführen, wenn man einen dauernden Krieg zwischen den Staaten vermeiden will. T. verschreibt sich einer isolationistischen und nationalistisch-amerikanischen Betrachtungsweise, wenn er das nicht sieht und nicht begreift, daß der löbliche Aufbau eines amerikanischen Bundesstaates dem Umstand viel verdankt, daß im 19. Jahrhundert das «Mächtegleichgewicht» zu Amerikas Gunsten spielte. Als Schweizer haben wir gar nichts dagegen einzuwenden und freuen uns, wenn Männer, erfüllt vom Idealismus des Verfassers, mit dem Selbstbestimmungsrecht auch der kleinen Völker, vom Eiffelturm heutiger amerikanischer Macht aus gesehen, ein Einsehen haben; aber mit unserer Erfahrung eines von ehemaligen Großmächten umgebenen Kleinstaates wissen wir, daß der Welt mit einer Idealkonzeption der Außenpolitik

---

[3] Frank Tannenbaum: Tradition der amerikanischen Außenpolitik. Übertragung ins Deutsche von Alex. Hartwich. Originalausgabe: «The American Tradition in Foreign Policy» (1955). — Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien 1957.

der USA wenig geholfen ist, im Gegenteil eher Schaden gestiftet werden könnte.

Das Buch Tannenbaums kann als Illustration eines der Stützpfeiler amerikanischer Politik empfohlen werden; denn das Thema des föderalistischen Prinzips wird im ganzen Umfang der Geschichte der USA von der Staatsgründung bis zur Gegenwart durchgeführt.

Im Anschluß an Tannenbaums Studie können wir erfreulicherweise hinweisen auf das in der vom Historischen Seminar der Universität Bern (Professor Werner Näf) herausgegebenen Reihe der «Quellen zur Neueren Geschichte» von Herbert Strauß bearbeitete Heft: Botschaften der Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika zur Außenpolitik, 1793—1947[4]. Es handelt sich um die bisher größte Textsammlung in dieser Reihe, die durch Publikation von Quellen zum neueren Verfassungs-, Kirchen- und Völkerrecht in handlichem Kleinformat dem Historiker ein unentbehrliches Hilfsmittel an die Hand gibt. Das 6. Heft der Sammlung war der verfassungsrechtlichen Grundlegung der USA gewidmet (Der Aufbau der Vereinigten Staaten von Amerika). Das neue Heft gibt in kluger Auswahl (mit sorgfältigen Quellennachweisen und ergänzenden Literaturangaben) 33 Kundgebungen amerikanischer Präsidenten wieder, die sich auf die Hauptanliegen der amerikanischen Außenpolitik bis an die Schwelle des Heute beziehen: auf die Probleme der Neutralität, des «Isolationismus» (der eigentlich ein Separatismus ist), der Monroedoktrin und den Wandel ihrer Interpretation, die Expansion über See und die Interventionen in den beiden Weltkriegen.

Wir möchten, wenn es gestattet ist, dem Wunsche Ausdruck geben, daß bei späterer Gelegenheit vielleicht einmal ein Heft der Einflußnahme Amerikas auf die Welt gewidmet wäre, mit besonderer Betonung des Übergangs von der Politik der Bündnislosigkeit zur Nachkriegspolitik der Regionalpakte, von der Ablehnung des Völkerbundes zur Mitbeteiligung an der UNO, von der wirtschaftlichen Schuldnerstellung zur Stellung eines Hauptgläubigers und Initianten unilateraler und multilateraler Wirtschaftsförderung — sozusagen ein Quellenbeitrag zur Geschichte der NATO.

Max Silberschmidt

[4] Nrn. 22—24. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern 1957.

Eine Schicksalsgemeinschaft auf Leben und Tod

Europas Verhältnis zu den Vereinigten Staaten hat sich seit den beiden Weltkriegen von Grund auf gewandelt. Amerika ist nicht mehr nur die in respektvoller Distanz verharrende europäische Tochternation, deren politische Einrichtungen lange von den verhinderten Demokraten in der Alten Welt als unerreichtes Vorbild bewundert und deren Bemühungen um eine eigenständige Kultur wohlwollend belächelt wurden. Durch die Machtverlagerungen im weltpolitischen Kraftfeld ist aus der ehemals lockeren, vorab durch wirtschaftliche Interessen und ungezählte persönliche Bande geprägten Beziehung zwischen den beiden Kontinenten eine Schicksalsgemeinschaft auf Leben und Tod geworden. Die geschichtliche Entwicklung hat aus dem Traumland der Europamüden die erste europäische Schutzmacht werden lassen, ohne deren Atomschild der Eiserne Vorhang schon längst an der Atlantikküste niedergegangen wäre.

Damit hat das Amerikabild der europäischen Öffentlichkeit plötzlich eine ganz neue Bedeutung gewonnen. Es ist zu einem Politikum ersten Ranges geworden. Und dieser Umstand wiederum trägt keineswegs zu seiner objektiven Klärung bei. Da wird es als wichtiges Ferment der Atlantischen Gemeinschaft aus didaktischen Gründen ent-

schieden ins Positive gewendet; und dort erscheint es, durch antiamerikanische Ressentiments bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, als Vehikel eines wiedererstandenen hypertrophierenden Nationalismus. Beides jedoch können wir uns im Grunde in der gegenwärtigen Lage nicht mehr leisten. Unser Geschick ist mit jenem der USA unlöslich verbunden. In der zweigeteilten Welt darf sich der freie Westen keine weiteren Teilungen erlauben. Darum ist es verantwortungslos, die in vergangenen Krisen mühsam begründete und erhärtete gemeinschaftliche Basis zum Tummelplatz affektgeladener Geistesakrobatik zu machen und sie so fahrlässig zu untergraben. Darum ist es aber auch falsch, sie mit künstlichem Optimismus zu übertünchen und auf diese Weise tragfähiger erscheinen zu lassen, als sie es in Wirklichkeit ist. Was not tut, ist ehrliches Bemühen um gegenseitiges Verständnis. Und diese Grundlage des Vertrauens läßt sich, wenn sie dauerhaft sein soll, nur durch solide Sachlichkeit erarbeiten.

Doch das ist leichter gesagt als getan. Es geht nicht allein darum, Vorurteile abzubauen und jener fatalen Überheblichkeit vorab der europäischen Intellektuellen zu begegnen, die mit den neuen Machtverhältnissen geistig nicht fertig zu werden scheinen und das demütigende Gefühl der politisch-militärischen Abhängigkeit vom «geschichtslosen Amerika» durch eine demonstrativ zur Schau getragene, wenn auch immer zweifelhafter werdende kulturelle Überlegenheit zu kompensieren suchen. Die europäische Amerikakunde sieht sich auch großen *objektiven* Schwierigkeiten gegenübergestellt. Die USA sind ein Staat von kontinentalem Ausmaß, dessen Vielfalt derjenigen der Alten Welt kaum nachsteht. Amerika bietet sich dem reisenden Europäer zu seiner ständigen Verwunderung immer wieder anders dar, als es gemäß den landläufigen Klischeevorstellungen sein müßte. Und dieses verwirrende Bild wird noch kompliziert durch die Eigenart der amerikanischen Selbstkritik, die von kompromißloser Offenheit und bemerkenswerter Schärfe ist. Das mag mit dem weithin ungeklärten sozialen Standort der Intellektuellen, aber auch mit der Integrierung ungezählter politischer Flüchtlinge ins amerikanische Geistesleben zusammenhängen. Denn es gehört zum Wesen der Emigrantenliteratur überhaupt, daß sie in der Beurteilung des jeweiligen Asyllandes selten das richtige Maß findet.

Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß in der Flut schriftstellerischer Zeugnisse über die Vereinigten Staaten verhältnismäßig wenige Werke das Prädikat «instruktiv und zuverlässig» verdienen. Die einen bleiben im konventionellen Schema der geistreich sein wollenden Plattheiten stecken, die andern verlieren sich im Dikkicht unverarbeiteter Einzeleindrücke. — *Helmut Schoecks* Amerikabuch weiß sich von beiden Klippen fernzuhalten[1]. Dem Verfasser, der als Soziologieprofessor an der Emory University wirkt und seit 1950 in den USA lebt, stand ein außerordentlich umfangreiches, systematisch gesichtetes Material zur Verfügung, das er dem Leser indessen keineswegs mit der fatalen Gebärde des überlegenen Amerikakenners darbietet. Schoeck weicht zwar nie in die Unverbindlichkeit aus, sondern interpretiert wertend von einem klar umrissenen geistigen und politischen Standort her. Aber er drängt seine Ansichten nicht auf, sondern stellt sie zur Diskussion. So ist ein Werk entstanden, das in manchen Teilen provozierend, immer aber interessant und anregend wirkt.

Es will «ausgewählte Eigenarten und Probleme des amerikanischen Lebens vom Alltag bis zur Außenpolitik» in ihrer funktionalen Bedeutung darstellen und analysieren, wobei Schoeck nicht in den weitverbreiteten Fehler verfällt, europäische Maßstäbe unbesehen auf die Verhältnisse Amerikas zu übertragen, sondern diese aus sich selbst zu verstehen sucht. So wird er dem Phänomen

---

[1] Helmut Schoeck: USA, Motive und Strukturen. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1958.

der Massenkultur in erstaunlicher Weise gerecht und kommt zum Ergebnis, «daß die amerikanische Gesellschaft eine der aufgeschlossensten, freundlichsten, gutwilligsten, brüderlichsten, hilfsbereitesten und neidlosesten Gesellschaften ist, die es in der Geschichte der Millionenbevölkerungen bisher gegeben hat». Dabei weiß er überzeugend darzulegen, daß viele der angeprangerten Amerikanismen allgemeine Erscheinungen des Industriezeitalters überhaupt verkörpern, die in den USA deshalb am sichtbarsten werden, weil dort das Substrat älterer Kulturen fehlt und die Technisierung am weitesten fortgeschritten ist. «Eine ganze Reihe unserer Beobachtungen und soziologischen Einsichten über die USA werden in einigen Jahren auch für Westdeutschland gelten. Manche von ihnen tun es schon heute.»

Zu den verhängnisvollsten Erscheinungen in dieser Hinsicht zählt der Autor das, was man «die Hypertrophie oder Pathologie der Demokratie nennen könnte»: den Egalitarismus. Die eindringliche Auseinandersetzung mit diesem Phänomen ist denn auch ein Hauptanliegen des Buches. Schoeck kann dabei auf ein reichhaltiges, wenn auch keineswegs erfreuliches Material zurückgreifen. Verschiedene der angeführten Symptome und Auswüchse müßten angesichts der weltpolitischen Führerrolle Amerikas in der freien Welt als wahrhaft beängstigend gewertet werden, wenn dieses erstaunliche Land nicht immer wieder Zeugnis von einer ursprünglichen Vitalität und ungebrochenen Kraft zu steter Erneuerung ablegen würde. So aber kann Schoeck seine fesselnde Darstellung trotz allem optimistisch ausklingen lassen, im Vertrauen auf den Genius eines Volkes, das im Verlauf seiner verhältnismäßig kurzen Geschichte zur Verwirklichung und Erhaltung der demokratischen Ideale immer wieder entscheidendes beigetragen hat.

Richard Reich

Metakritik der Philosophie

Die pausenlose Publikation von Büchern, die in der Rubrik «Philosophie» verzeichnet werden, erweckt nur zu rasch den Anschein, als ob die Auflösung der geistigen Problematik mühelos vor sich ginge. Ermißt man sie jedoch an ihrem Denkgehalt, so wirkt die Überfülle entmutigend. Denn Interpretation und Variation von Philosophemen, die andernorts bereits und schlagkräftiger formuliert wurden, besonders aber die immer häufigere Negation der bisherigen Philosophie schlechthin zerbröckeln oder verschütten den Weg zur Übersicht. Die Sichtung der vorliegenden Situation könnte jedoch nur die Synthese der mannigfachen Einzelaspekte gewährleisten. Sie fehlt.

Die Entfaltung philosophischer Probleme stagniert indessen keineswegs. Bezeichnenderweise für ihre Lage, vollzieht diese nicht die Philosophie, sondern vornehmlich die Psychologie. Nicht nur, daß sie für die Philosophie entscheidende Erkenntnisse zeitigt, sie ist sogar im Begriff, von ihr einen zentralen Problembereich — den des Bewußtseins — völlig abzusondern. Dies vor allem durch die radikale Korrektur der experimentellen Psychologie, die die Gestaltpsychologie durchführte.

Die Gestaltpsychologie weist die Dominanz von Gestaltprinzipien in sämtlichen psychischen Funktionen nach und beschränkt die Bedeutung assoziativer Bildungen für den Erkenntnisprozeß. Daß die Gestaltpsychologie bereits einen ersten Abschluß erfahren hat, zeigen die beiden Werke *Wolfgang Metzgers*. Im ersten entwickelt Metzger visuelle Gestaltgesetze aus der Fülle von Experiment und Beobachtung, um selbst die Theorie des Tiefsehens einer Revision zu unterwerfen[1]. Im zweiten, dessen dreißigseitige, leider zu unübersichtlich gedruckte Bibliographie den Umfang gestaltpsychologischer Forschung erkennen läßt, systematisiert er Prinzipien, Voraussetzungen und

Konsequenzen der experimentellen Psychologie auf Grund ihrer neuen Ergebnisse[2].

Die Gestaltprinzipien gewinnt die Gestaltpsychologie allerdings nicht experimentell. Sie geht phänomenologisch, also die Erscheinungen beschreibend, vor. Die Blickrichtung entscheidet dabei von vornherein über die Erscheinungsweise des Beobachteten. Darum spricht auch Metzger im Untertitel von der «Entwicklung der Grundannahmen». Beim Durchmustern der psychischen Funktionen unter der Perspektive der Gestaltprinzipien gelingt ihm auch die Beschreibung von Phänomenen, die die Assoziationspsychologie überhaupt nicht in den Blick bekam. Zur Basis dient folgende Wirklichkeitslehre: Wirklichkeit gilt im fünffachen Sinn. Die gemeinhin als objektiv angenommene Wirklichkeit tritt in der physikalisch-geometrischen Messung hervor. Sie liegt jenseits der Erlebnismöglichkeit. Ihr Gegenpol ist die anschauliche. Diese, und nur diese ist erlebbar. Doch keine ist Ursache der anderen. Sie stellen vielmehr die zwei Seiten derselben Welt dar, welche einmal ausschließlich durch Messung zugänglich und in der physikalischen Theorie modellierbar ist, andermal dem Subjekt unmittelbar als Anschauungswelt vorliegt. Wie der Lichtstrahl, je nach Experiment, sich als Welle oder als Korpuskularbewegung äußert, tritt auch die Welt dem Menschen dementsprechend entgegen, ob er sie mit Instrumenten erforscht oder sie schlicht anschaut. Als Wirklichkeiten gelten ferner das Angetroffene, im Gegensatz zum bloß Vergegenwärtigten, die Privation und, in Abgrenzung gegen den Schein (Halluzination etc.), das Anschauliche. Den Vorstellungen spricht Metzger keinen Wirklichkeitscharakter zu, sehr zu Unrecht, denn auch das Vorgestellte *ist* auf eine unverwechselbar spezifische Weise. Metzger selbst führt doch strenge Gesetzlichkeit für die Phantasie an: eine künftige Ästhetik wird sie berücksichtigen müssen. Auch das Problem der Seinsweise vom Gedachten stellt sich ihm nicht: Metzger bezieht alle Wirklichkeitsarten direkt oder indirekt auf die Wahrnehmung. Seine Unterscheidungen beantworten somit ausnahmslos jene Frage nach Wirklichkeit, die die Sinnespsychologie stellt.

Die Wirklichkeitslehre ermöglicht eine Theorie der Realität. Sie lautet: die Welt weist nicht die übliche vertikale Zweiteilung in Subjekt und Objekt auf, wobei das Objekt als außergeistige Realität dem Subjekt durch physiologische Funktionen und nur insofern zugänglich wäre, sondern einen Doppelaspekt: als Anschauungswelt, bzw. als physikalische Welt. Dem Bewußtsein ist allein die Anschauungswelt, in der auch Psyche und Ich eingebettet liegen, offenbar. Die physikalische Welt umfaßt sowohl den Leib mit den biologisch-physiologischen Funktionen, wie auch die durch Messung registrierbare Wirklichkeit. Veränderung in der einen Welt verursacht Spannung in der anderen. Das Beheben von Spannung in der Anschauungswelt äußert sich als Wahrnehmung, die in der physikalischen als Lage-, Bewegungs- oder Intensitätsänderung, die sich wiederum durch Spannungserzeugung in der Außenwelt kundtut. Der Kreislauf der Veränderung ist — Weizsäckers Gestaltkreis ähnlich — einsinnig. Bleibt auch das Ineinandergreifen der beiden horizontalen Sphären im Vielen erklärungsbedürftig, erweist die Auflösung einer Reihe von Wahrnehmungsproblemen Metzgers geistreiche Theorie nicht nur als berechtigt, sondern auch als eminent fruchtbar. Sie unterstreicht die Notwendigkeit, die Anschauung in den Mittelpunkt der Wirklichkeitsanalyse zu stellen und die gewohnte Identifikation anschaulicher Dingwelt und physikalischer Welt als unhaltbar aufzugeben.

Das Bewußtsein begrenzen zwei Sphären: nach unten die Anschauungswelt, nach oben das Unbewußte. Sie sind zugleich die Quellen, aus denen es seine Inhalte schöpft, nämlich durch Wahrnehmung einerseits, durch Realisierung psychischer Funktionen andererseits. Anschauungswelt und Unbewußtes verhalten sich wie zwei Pole, in deren Spannungsfeld das Ich pulsiert. Die

Verästelung des Ichs zum Unbewußten hin gestaltet sich äußerst kompliziert, an ihrer Sichtung arbeitet die Tiefenpsychologie seit Freud rastlos. Die Integration der vielschichtigen Forschung legt nun *Szondi* in seiner zweibändigen *Triebpathologie* vor[3]. Der zweite Band gilt eigens für die Ichanalyse.

Die Selektion der einzelnen Ichfunktionen und damit die Örtung der Störungsherde gelingt Szondi auf Grund seiner bekannten Testmethode mit chirurgischer Präzision. Zu den zentralsten der Ichfunktionen zählt der Drang zur Partizipation und zur Integration, die die Domestizierung der unbewußten Kräfte, nämlich von Trieb, Erbanlage und Archetypus ermöglichen, aber auch zur Bewältigung der mächtigsten aller Schranken: der außerpsychischen Realität nötigen. Nicht bloß Lebensbedürfnisse, im hohen Maße auch das Teilhaben- und Sichversöhnen-Wollen an und mit dem Einschränkenden fordern dem Menschen Integrationsleistungen ab. Die Einverleibung der Außenwelt kann sich auf drei Arten vollziehen: 1. als Verfügbarmachung des Gegenständlichen, d. h. als Wissenschaft; 2. als Ignorieren der Realität und Ersetzung derselben durch Eigenprojektionen, nämlich im Wahn; 3. als systematischer Abbau der Bedeutung realer Bezüge mit parallelem Ausbau einer Theorie. Letzteres erörtert Szondi anhand von Husserls Ausklammerungsthese. Um das Wesen von Grund auf und unbeeinflußt sichten und beschreiben zu können, schaltet Husserl das bis dahin von Philosophie und Wissenschaften bereitgestellte Wissen aus. Die Versenkung ins Wesenhafte als Wesensschau soll nach Husserl die Durchleuchtung wissenschaftlichen Vorwissens und damit die Neufundierung der Wissenschaften überhaupt ermöglichen. Szondi rückt diese rein methodische Haltung durch Gleichsetzung des Verzichtes auf Vorwissen mit dem Ignorieren von Realität in die Nähe der Wahnbildung. Dabei übersieht er folgendes: jede Wissenschaft, so auch die Psychologie, betrachtet die Anschauungswelt als gegeben. Sie stellt Zusammenhänge dar, ohne je nach Sinn des Gegebenseins zu fragen und freilich fragen zu müssen. Die Philosophie hingegen stellt das selbst durch Wissenschaft Verbürgte in Frage, indem sie danach, was die Realität zu Realität macht, vor allem und ohne Unterlaß fragt. Sie negiert die Realität nicht, um einer Theorie Platz einzuräumen, sondern, indem sie die Realität im Denken durchdringt, fundiert sie erst ihren Sinn. Darum liegt auch echtes Denken jenseits der Willkürlichkeit und wurzelt — wie Szondi richtig bemerkt — im Überrationalen.

Szondis Werk ist grundlegend in mehrfacher Hinsicht. Es erweist die Gegensätze zwischen den tiefenpsychologischen Schulen als vermeintliche und demonstriert vor, wie jeder Fall je nach Befund verdrängungs-, schicksal- oder kollektivpsychologisch behandelt, bzw. dreischichtig ausgelegt werden muß. Die Synthese der Gegensätze erstreckt sich über Natur- und Geisteswissenschaft: als Objektivierung von Ichfunktionen sind die Wissenschaften einheitlich. Mit der Auszeichnung des Glaubens als der einzigen umfassenden Ichfunktion verankert Szondi das groß erschaute Ich in der Transzendenz: indem das Ich all seine Funktionen zu Gott transzendiert, integriert und erfüllt es sie. Wenn auch die Analyse das Problem des Schöpferischen kaum berührt, ermöglicht sie die längst fällige Perspektivenverlagerung in der Bewußtseinslehre, vornehmlich aber eine Korrektur in der Untersuchung über die Wurzeln des Denkens.

In dieser beispielhaft klar gegliederten Destillation seines Lebenswerkes berücksichtigt Szondi nicht nur sämtliche belangvollen Ergebnisse der Tiefenpsychologie, sondern — im Interesse sachlicher Darstellung — ordnet er seine eigene «Schicksalsanalyse» in den Rahmen der Gesamttiefenpsychologie ein, mit einer nur bei vollendeter Problemübersicht möglichen Schlichtheit und einer Bescheidenheit, die von Größe zeugt.

Eine für weite Kreise willkommene Klarlegung tiefenpsychologischer Grundbegriffe gelang *J. Jacobi* in *Komplex, Archetypus, Symbol*[4]. Zum Wesentlichsten gehört die Un-

terscheidung zwischen dem Archetypus an sich und dem individual geprägten. Der erste, da noch nicht geformt, ist ausschließlich durch Rückschlüsse zugänglich; sein Durchbruch stiftet bei allen Menschen gleichlautende Lebensprobleme. Der zweite tritt als die je nach Eigenheiten des Individuums profilierte Erscheinungsform des ersten hervor. Manifestationen in Formen, die die Archetypen an sich zufolge ihrer hochgradigen Allgemeinheit kaum entstellen, kommen äußerst selten vor, es sei denn bei Kindern und Geisteskranken. Die beigefügte Deutung eines solchen Kindertraumes ist schön und tiefsinnig.

Methode und Ausdrucksform der Tiefenpsychologie sind neu, da sie der herrschenden rationalistischen Vorstellungsweise entsprechen, nicht aber ihr Erfahrungsgut. Die Leistung der Tiefenpsychologie liegt gerade im Herausschälen der Bezüge zum verschütteten Überrationalen mittels rationalen Verfahrens. Eine andere, weil in einer anderen Vorstellungswelt beheimatete Ausdrucksform eines in vielem ähnlichen Wissens war die Astrologie. Besonders dem Jung-Kreis nahestehende Astrologen versuchen Parallelen zwischen den beiden Vorstellungswelten zu ziehen. So deutet *Thomas Ring* die Sternkonstellationen als Kräftespiele, die in der tiefenpsychologischen Symbolsprache formuliert, die Basis zu einer relationsreichen Charakterologie konstituieren[5].

Entscheidend tiefgründiger jedoch bereitete *Bachofen* die symbolische Ausdrucksform der Psychologie vor. Nur selten und erst seit den dreißiger Jahren begann man auf den Streit um Verifizierbarkeit des Mutterrechtes zu verzichten und in Bachofens Werk eine großartig angelegte Urgeschichte der Seele zu erahnen. Die einbändige, bereits in zweiter Auflage vorgelegte, alles Wesentliche enthaltende Auswahl aus seinen Schriften verschärft die Einsicht, daß Bachofen keine durch Theorie filtrierte Deutung ausgeklügelt, sondern sein auf den leisesten Wink sensibel reagierendes Durcherleben der griechischen Mythen schlicht verzeichnet hat[6]. Das Sprechenlassen der Gestalten und Ereignisse aus der Grenzsphäre des Menschseins versinnbildlicht Wandlung und Möglichkeitsfülle der Seele, ihre deutende Ausbreitung ist aber die Mythologie.

Den Band leitet *Alfred Baeumler* mit einer gründlichen Untersuchung über die Romantik und über Bachofens geistigen Standort ein. Die Aufgabe eines Dichters — Baeumlers Behauptung entgegen — besteht allerdings nicht in der Formung mündlicher Überlieferung (Pindars Stellung ist diesbezüglich einmalig), auch ging mit Zerfall der Antike die Mythenbildung nicht zu Ende. Freilich, kein Dichter vermag sich hinzusetzen, um Mythen zu schaffen, doch in jeder echten Dichtung transpariert etwas den akut wirksamen Lebensgrund kennzeichnendes Mythisches, so zuletzt bei Hermann Broch.

Mit der Übersetzung der *Griechischen Mythologie* von *H. J. Rose* gelangt ein gut brauchbares Kompendium in die Hände des deutschen Lesers[7]. Rose scheint den Mythos nirgends recht unterbringen zu können, er verzichtet auch ausdrücklich auf jegliche Sinndeutung von Mythologie. Der skeptische Unterton des alle Quellen getreu notierenden Engländers verbürgt um so mehr die zweckentsprechende Sachlichkeit.

Die Entscheidung über die Relation von Mythos und Dichtung obliegt bereits der Ästhetik. Die Überfülle der Probleme, die sich der Ästhetik prinzipiell stellen, breitete *Kurt Huber* in seinen von *O. Ursprung* herausgegebenen Vorlesungen aus[8]. Sie präzisieren die Probleme zunächst anhand der historischen Entwicklung ästhetischer Ansichten, mit dem sinnvoll gesetzten Akzent auf Herders «Kritischen Wäldern», um im systematischen Teil eine Phänomenologie des ästhetischen Gegenstandes und des künstlerischen Schaffens durchzuführen. Obwohl Hubers Ästhetik ohne den Begriff des Schönen, nämlich als die «Wissenschaft von der künstlerischen Erscheinung» definiert, bezieht er das Naturschöne in den Interessenbereich der Ästhetik — fälschlicherweise, denn das ästhetische Naturerlebnis differiert von der

Kunstbetrachtung unversöhnlich. Ästhetisch belangvoll ist nur das Geformte, die Form gewährleistet Dichte und Intensität der künstlerischen Aussage, welche beide den einzig möglichen ästhetischen Wertmaßstab liefern. Gelingt die künstlerische Aussage, so wird in ihr — wie Huber zeigt — ein höherer geistiger Sinnzusammenhang offenbar. Kunst transzendiert zur Metaphysik. Sie hängt darum immer auch von der Dimension der künstlerischen Persönlichkeit, ihr Genuß und Verstehen aber von der des Betrachters ab. Hubers Ästhetik ist umfassend und außergewöhnlich anregend. Sein besonderer Reiz liegt in der Frische und Klarheit des durch Nachschrift eingefangenen lebendigen Wortes. Das Buch aber läßt ermessen, wen der deutsche Kulturkreis mit dem sinnlosen Auslöschen von Hubers Leben verlor.

Eine wesentliche Bereicherung der philosophischen Bibliothek bedeutet die von *Karl Schlechta* besorgte Neuausgabe von *Nietzsches Werken*[9]. Das Hauptverdienst des Herausgebers umfaßt ein Zweifaches. Erstens revidiert Schlechta, auf Grund der ursprünglichen Manuskript-Verteilung, die Anordnung der nachgelassenen Aphorismen, die unter dem Titel «Wille zur Macht» figurierten, und macht auf ihre von den Nachlaßverwaltern künstlich geförderte Überbewertung aufmerksam. Zweitens legt er eine Auswahl aus dem neugesichteten Briefwechsel vor, in dem manche Briefe erstmalig, einige bisher verstümmelt edierten ergänzt erscheinen. Einen großen Teil der Briefe, namentlich an die Schwester, erweist Schlechta jedoch als gefälscht. Die Richtigstellung klärt sowohl Nietzsches Bild, wie auch das seiner Schwester, sehr zu ihren Ungunsten; sie zerstört vor allem den Argumentbereich derjenigen, die in Nietzsche den Stifter einer Ideologie oder gar einer Religion gefeiert oder gefürchtet haben. Wie Schlechta allerdings den «Willen zur Macht» vorlegt, nämlich gänzlich desorganisiert, ist dieser zur wissenschaftlichen Arbeit kaum zu gebrauchen. Schlechthin unverständlich ist das Fehlen einer Reihe von Gedichten («Die Krähen schrein...» etc.). Diese dreibändige, doch recht handliche Ausgabe kann somit immer noch nicht als die endgültige betrachtet werden. Ihr Erscheinen entfachte übrigens eine in Ton und Gehalt nicht immer würdige Polemik, die noch andauert.

Als Kritiker, der die Zensuren in der modernen Philosophie endlich richtig verteilt und somit das Diskussionsfeld für Klarblickende bereinigt, meldet sich *J. Kraft* mit *Von Husserl zu Heidegger*[10]. Er meldete sich schon vor 25 Jahren. Sein Buch nahm seither um ein Drittel zu. Er übersah schon damals daß mit Schnödigkeit keine aufbauende Aust einandersetzung geführt werden kann. Selbst einem Schopenhauer stand es recht schlech an, als er betagt seine Dissertation mit undisziplinierten Ausfällen gegen Hegel vern unstaltete. Persönliche Antipathien kann mals auch konstruktiv abreagieren. Und damas, schon übersah Kraft, daß ein Rationalismu , den er als Rezept allen Gebrechlichen in der Philosophie verschreibt (und man erfährt nicht, wer außer ihm nicht zu ihnen gehört), ohne Geltenlassen der Intuition lebensunfähig bleibt. Der Stammvater des Rationalismus, Descartes, wußte es. Für ihn verbürgt nur die Intuition axiomatische Evidenz. Die bedenkenlose Verdammung jeglichen Intuitionismus entzieht selbst der mathematischen Formelsprache die Basis, geschweige denn einer auf Erleben und Erfahrung beruhenden Disziplin.

Kurt Reidemeisters wohldurchdachte Untersuchung *Raum und Zahl* steckt den Gehalt an Anschauung im mathematischen Denken ab[11]. Mathematik fußt — wie auch bereits Kant dargelegt — auf Konstruktion und damit auf Anschauung. Selbst in der Infinitesimalrechnung kann eine Anschauungsgrundlage zum Vorschein gebracht werden. Im geometrischen Beweis vermengt man aber die Anschauung mit der logischen Sphäre konstant. Der Beweis selbst stellt logische Deduktion dar, Evidenz aber vermittelt die Anschauung. Die sorgfältige Scheidung der beiden Sphären begünstigt die Absonderung des konzipierten Raumes von dem

erlebbaren. Das Denken bleibt hingegen in allen Sphären das gleiche: es ist das analytische. Reidemeister betont, daß die vorurteilslose Beachtung der jeweiligen Denkart, selbst in der formallogischen wie auch in der von Heidegger, jene als dieselbe, nämlich als die einzig mögliche analytische Denkart erweisen würde. Die Arbeit bereitet die Klärung mathematischer Grundlagenprobleme umsichtig vor, allein der zu hohe Anspruch des Titels erfüllt sich nicht.

In vier Aufsätzen, die mit Einleitung versehen in einem Band erschienen, unterzieht *Th. W. Adorno* die Schlüsselfigur des modernen Denkens: die *Phänomenologie* einer sozialkritischen Untersuchung[12]. Husserl verstand die Phänomenologie als die Wissenschaft von den Grundlagen. Als Theorie ergründet sie Art und Tragweite der Erkenntnis, als Methode strukturiert sie die Einzelwissenschaften. Sie trachtet aber nicht, die bestehenden Wissenschaften zu untermauern, sondern sie entwirft einen neuen Begriff von Wissenschaft und löst damit die Erkenntnistheorie ab. Als wissenschaftlich gilt nicht mehr — wie bisher bei Kant — das Mathematisierte, sondern das aus den phänomenologischen Axiomen Deduzierte. Die Erkenntnis spiegelt sich dementsprechend nicht in formalisierten Relationen, sondern in der Beschreibung. Husserls Wissenschaftsbegriff ist absolut, d. h. er läßt Überliefertes nur nach Selektion und Neukonstitution durch die Phänomenologie gelten und erstreckt sich auf alle Wissenschaftszweige, deren Einheit er sicherstellt. Adorno lokalisiert nun in diesem Wissenschaftsbegriff Antinomien. Die vollkommene Voraussetzungslosigkeit impliziert Übergeschichtlichkeit, die hinfällt, sobald die historische Bedingtheit, die erst die Phänomenologie überhaupt konstelliert, offensichtlich wird. Die Reduktion wissenschaftlicher Vollzüge auf Bewußtseinsfunktionen resultiert ein einheitliches System, nämlich das des transzendentalen Idealismus, der in Solipsismus mündet. Der von Husserl selbst für notwendig befundene Durchbruch des Systems erweist die versuchte Neubegründung der Wissenschaften als gescheitert. Soweit Adorno. — Husserl vollendet die rationalistische Tradition. Ihr Systematiesierung garantiert die durchgängig einheitliche Perspektive. Weil diese unbeirrt hinter jede für gültig deklarierte Voraussetzung dringt, durchleuchtet sie die rationalistischen Grundlagen vollständig. Die Vollkommenheit ihrer Transparenz gibt die Sicht für eine Neueinstellung frei. Das darin intendierte, heute noch kaum gesichtete Weltbild sah Husserl nicht. Aber er hat es vorbereitet.

Adornos schwerer Stil liegt zu Husserls deskriptiver Klarheit diametral entgegengesetzt. Die Prägnanz der Formulierung verschüttet die Präzision der Aussage. Jeder Satz greift weit, und indem er sich endgültig schließt, hebt er den nächsten schon auf. Die Perioden zerfallen in zellulare Vielheit. Der Dialektik der Vielseitigkeit entgleitet das Wesentliche, sie nährt sich mit Kategorien aus Soziologie und Psychologie. Die eo ipso entschiedene Kritik tötet das Interesse für die Analyse, nur die Einzelaussage ist noch belangreich. So bewahrheitet sich auch in diesem Buch Adornos Spruch aus der «Minima Moralia»: «Das Ganze ist das Unwahre.»

Derjenige Schüler Husserls, der seine Intention exakt erkannt und die angebahnte Sichtwendung vollzogen hat, ist *Heidegger*. Heidegger sieht die Realisation der in Husserls System kulminierenden Tradition in der Technik. Zwar nirgends, selbst im eigens ihr gewidmeten Vortrag nicht explizite analysiert, bildet die Ergründung ihres Wesens — wie die Publikationen seit den «Holzwegen» in Vortrag, Aufsatz und Vorlesung unentwegt widerspiegeln — das eine Hauptthema seines Denkens[13, 14, 15]. Die Technik entspringt einer alle Sphären unvermeidlich durchwaltenden Geistigkeit, die dem Menschen eine einmalige, spezifische Lebensweise aufnötigt und seine Denkart determiniert. Ihr Wesen eröffnet sich in jener Einstellung zur Welt, der schon Nietzsche Mangel an «Liebe zu den Dingen» vorwarf. Erkenntnis gilt ihr nur insofern als Erkenntnis,

als sie Verfügbarkeit garantiert. Dem voreiligen Einbau alles Erreichbaren in ein Verwendungssystem setzt Heidegger die Forderung an Ehrfrucht vor dem Angeschauten entgegen. Seine Furcht, Gemeintes durch vorbelastete Termini zu verzerren, produziert nicht selten Formulierungen, denen soviel Sinnautonomie zugemutet wird, daß sie ausdrucksschwach bleiben, wie «das Ding dingt».

Doch nicht das Ungewohnte der Formulierung verschleiert. Das wiederholte Abweichen in Abwehr supponierter Mißverständnisse oder in etymologische Exkurse an Stellen angekündigter Auflösungen zeigt, daß nicht die Sprache — weil etwa noch nicht bereit — versagt, sondern das Denken: es vermag seinen Gegenstand nicht zur Genüge zu durchdringen. Die Auslegung von Heraklits *λέγειν* z. B. als «in sich gesammeltes vorliegen-Lassen des beisammen-Anwesenden» ermangelt der Schlichtheit, um sinnerhellend zu sein. In sich auf Genaues hinweisend, schwächt in der Mannigfaltigkeit zusammengefügter Hinweise jedes Wort das andere. Sie verifiziert die Kehrseite des Wortes von Heidegger anläßlich eines Nietzsche-Spruches: «einfach, weil gedacht». Die Reduktion der Aussage auf das Nötigste trifft das Wesen mühelos, am schönsten wohl die Definition des Sterblichseins als «den Tod als Tod vermögen».

Denn die Aussage weist das Denken unmittelbar aus. Darum bestimmt Heidegger die Sprache nicht als künstlich erzeugtes Kommunikationsmittel, sondern als Erkenntnismedium der Wesenszusammenhänge. Geschieht Denken als absichtfreies Hineinhorchen in das Unsichtbare, so ist Sprache das Offenbarwerden von jenem selbst. Das Denken fragt, als Antwort wird ihm die Sprache zuteil. Die jeweils als Gabe erhaltene Sprache ermöglicht das Sagen, und erst das Gesagte bereitet die Einsicht vor. — Die Affinität zum Dichterischen ist unverkennbar. Denken und Dichtung entsprießen dem Überrationalen, das sie aussagen. Die Sprache vorentscheidet beide. Sie strukturieren das Bewußtsein um und bereiten eine Modifikation der Weltsicht vor.

Die hohe Deutung des Wesens der Sprache läßt die Rarität echten Sagens als selbstverständlich erscheinen. Heidegger versucht auf zwei Wegen die Sprache zur Aussage zu zwingen: er steigert ihre Intensität, um dichterische Plastizität zu erringen, und entleiht den jeweiligen Wortsinn aus der Urform des Ausdrucks. Seine zur Dichtung tendierenden, vorgelegten Reflexionen zeugen allerdings von Unmächtigkeit der dichterischen Intention: nur ein Satz im Bändchen vermittelt treffsicher das Auszusagende, der von Hölderlin[16]. Die Heranziehung etymologischer Derivate bekundet die Auffassung, daß die ursprünglichen Wortformen, und nur diese, das Wesenhafte bergen. Da jene ausnahmslos griechischer oder altdeutscher Herkunft sind, ergibt sich die Konsequenz, daß Denken sich nur in Sprachen griechischen oder altdeutschen Ursprungs vollziehen kann, was Heidegger keineswegs in Abrede stellt. Die Rückspiegelung des mit zweitausendjähriger Denkerfahrung befrachteten Denkens in vorsokratische Fragmente enthüllt die Etymologismen als Verlegenheitsbehelfe: sie sollen die Ausdrücke mit Hinweisen auf das bisher Unsichtbare durchtränken, damit die Sprache fähig wird, das kaum noch Gesichtete auszusagen.

Das unablässige Verweisen auf diese Mitte hin systematisiert die begrifflichen Bezüge und erfüllt sie mit neuem Sinngehalt. Das System erreichte jedoch ihre nötige Durchsichtigkeit erst, wenn es gelänge, die Sprache der traditionellen Metaphysik in die von Heidegger geprägte bruchlos überzuführen. Es soll nicht beirren, daß Heidegger einen Sprung zum Hineingelangen in sein Denken verlangt. Verwurzelt im Rationalismus, der ihn noch in seiner Dissertation die Logistik feiern ließ, benötigt Heidegger selbst gewalttätige Losreißung zur freieren Sicht, die den Nachkommenden im von ihm beschrittenen Raum bereits weitgehend offen steht. So entscheidet über Richtigkeit und Geltung seiner Aussagen weder philologi-

sche Botmäßigkeit, noch Vergleich mit wissenschaftlichen Argumenten, sondern allein jenes Denken, das die Spannweite von der rationalistischen Tradition bis zur Seinsphilosophie aufweist.

Heideggers Sprung verdeutlicht zugleich Kritik an der Tradition und Künftiges. Kritik ist Hinweis auf Lücke und Brüchigkeit. Sinnespsychologie und Tiefenpsychologie bieten Ansätze zur Umformung, Heidegger schärft den Blick auf das immer schon wirksame Zentrum. Sobald das Durchwirken der Tradition mit dem dargebotenen Erkenntnisgut beginnt, glätten sich auch die angezeigten Probleme, die Metakritik aber gleitet unauffällig in eine schöpferische Synthese über.

Alexander Gosztonyi

---

[1] Wolfgang Metzger: Gesetze des Sehens, herausgegeben von der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt am Main, Verlag von Waldemar Kramer, 1953, 2. Aufl. [2] Wolfgang Metzger: Psychologie, Verlag Dr. Dietrich Steinkopff, Darmstadt 1954, 2. Aufl. [3] L. Szondi: Triebpathologie; I. Band: Triebanalyse, 1952; II. Band: Ich-Analyse, 1956. Verlag Hans Huber, Bern. [4] Jolande Jacobi: Komplex, Archetypus, Symbol in der Psychologie C. G. Jungs. Rascher Verlag, Zürich und Stuttgart 1957. [5] Thomas Ring: Astrologische Menschenkunde. Rascher Verlag, Zürich und Stuttgart 1956. [6] J. J. Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident, Eine Metaphysik der alten Welt, mit einer Einleitung von Alfred Baeumler, hg. von Manfred Schroeter. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1956. [7] Herbert Jennings Rose, M. A.: Griechische Mythologie, ein Handbuch. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1955. [8] Kurt Huber: Ästhetik, hg. von Otto Ursprung, Buch-Kunstverlag Ettal 1954. [9] Friedrich Nietzsche: Werke in drei Bänden, hg. von Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1954—1956. [10] Julius Kraft: Von Husserl zu Heidegger, Kritik der phänomenologischen Philosophie, 2. erw. Aufl. Verlag «Öffentliches Leben», 1957. [11] Kurt Reidemeister: Raum und Zahl, Springer Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1957. [12] Theodor W. Adorno: Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, Studien über Husserl und die phänomenologischen Antinomien. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1956. [13] Martin Heidegger: Vorträge und Aufsätze, Günther Neske Verlag, Pfullingen 1954. [14] Martin Heidegger: Was heißt Denken? Vorlesungen 1951/52. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1954. [15] Martin Heidegger: Was ist das — die Philosophie? Vortrag 1955. Günther Neske Verlag, Pfullingen 1956. [16] Martin Heidegger: Aus der Erfahrung des Denkens. Günther Neske Verlag, Pfullingen 1954.

Phantastik und Komik

Als erste der unter dem Patronat der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft erschienenen Schriften ist im Francke-Verlag in Bern ein Buch von *Erwin Gradmann, Phantastik und Komik*, erschienen. Der Verfasser ist Konservator der Graphischen Sammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule, wo er sich durch seine Ausstellungen, aber auch durch seine Vorlesungen einen Namen gemacht hat.

Die Wahl seines Themas rührt an sehr tiefe Dinge. Die Arbeit behandelt Werke der bildenden Kunst, vor allem der Graphik, in den Bereichen des Phantastischen und des Komischen, wobei Gradmann diese sowohl einzeln als auch im Verhältnis zueinander beschreibt und deutet. Unverhüllt treten in ihnen menschliche Eigenschaften, Ängste, Süchte in Erscheinung, zu denen bestimmte Zeiten und Lebensumstände Voraussetzung sind; es ist, wie Wölfflin sagt: «nicht alles zu allen Zeiten möglich»; indessen, möchte man ergänzen, wird zu gewissen Zeiten das Unmögliche möglich, und zwar vorwiegend in Zeiten von Krieg, Auflösung, Übergang. Es sind die Grenzsituationen, die Phantasti-

sches und Komisches aufsprießen lassen. Unvermindert ist auch in unserer Zeit das Phantastische wirksam: nicht nur in bestimmten Sphären der Kindheit, im Traum und im Märchen, dann im Zirkus, sondern auch in den Hypertrophien der Technik. Ganze Epochen lassen sich anhand des Phantastischen und des Komischen charakterisieren, so etwa ihre Nähe oder Ferne zur Klassik, dann aber auch die Individualität der Nationen: das Deutsche, das Französische, das Italienische, oder Nördliches und Südliches ganz allgemein.

Zunächst werden die Phänomene gedeutet, umschrieben, voneinander abgehoben, ihr bevorzugter Aufenthalt an Grenze und Rand. Dann wird der Blick auf die *graphische Kunst* konzentriert, die sich durch ihre Technik zur Darstellung des Phantastischen und des Komischen vornehmlich eignet. Zur Literatur, wo das Thema eine eigene Würdigung verdiente (Aristophanes, Plautus, Cervantes, E. T. A. Hoffmann, Gustav Meyrink und andere), deutet Gradmann Beziehungen an, gibt er einige Hinweise, soweit sie sein Thema erhellen.

Nach erzielter begrifflicher Klärung werden die Meister der Graphik, die sich mit dem Phantastischen und — zeitlich etwas später einsetzend — mit dem Komischen befassen, chronologisch behandelt. Der Bogen spannt sich von Schongauer über Meister E. S., Dürer, Leonardo, Baldung, Altdorfer, in einem ausführlichen Kapitel über Breughel und den Manierismus, weiter über das Ornament, wo die Groteske behandelt wird, und die französischen Meister zum Barock, zu Hogarth, dann zu Goya und zum neunzehnten Jahrhundert mit dem Akzent auf Daumier. Die nahe Vertrautheit des Autors mit diesen Meistern hat Kabinettstücke der Charakterisierung erzeugt, so die Behandlung von Baldung Grien und seines behexten Stallknechtes, oder von Altdorfer, von Leonardo, von Callot, Goya und Picasso. Neuere, etwa Wilhelm Busch, und Moderne werden zwar nur gestreift: Kubin, Munch, der Surrealismus; Klee nur ganz kurz, Chagall überhaupt nicht: mit Recht spricht der Autor von der Ausweitung, die das Thema in der Moderne nehme; es wäre ein Buch für sich. Auch Malerei und Architektur werden wo nötig kurz einbezogen, so die Kartusche und die Rollwerkornamentik.

Die Sprache Gradmanns ist, dem Thema entsprechend, von einer drängenden, oft wie gejagt wirkenden Intensität. Die Formeln folgen einander auf dem Fuß, addieren sich zu Reihen, umkreisen Hand in Hand das Phänomen, bis sie es festhalten. Eine philosophische Untermauerung gibt den Definitionen Gewicht und Tiefe. Zug um Zug erschließen diese den Einblick in das Wesen der in den Kreis der Betrachtung gestellten Künstler. Vieles ist originell, besser gesagt original. Einzelne Autoren, die sich mit Verwandtem beschäftigen, werden häufig zitiert, zeigen und stützen den Standort des Verfassers, am meisten Hans Sedlmayr, dann Theodor Hetzer, auch Rudolf Kaßner. Einige Ausdrücke werden besonders bevorzugt, etwa das Zeitwort «einsichtig werden» oder das Hauptwort «Kippvorgang». In einer Konklusion, die die Ergiebigkeit der vorgetragenen Untersuchung in ihrem Ausmaß abschätzen läßt, werden die Gegenstände und Motive, die Verhaltens- und Erscheinungsweisen, die Sphären, Stoffe und Elemente des Phantastischen, seine soziologische Beheimatung (z. B. im Zirkus) und die Voraussetzung der Komik, ihre Gebundenheit und ihr Durchbrechen der Konvention, ihr Auftreten innerhalb der gesellschaftlichen Typen und Stände, ihre Verbindung mit der Mode, ihre Abhängigkeit von Situationen usw. noch einmal stichwortartig bestimmt und aufgeführt.

Dem Text ist ein knapper *Abbildungsteil* beigegeben, der durch kluge Auswahl überzeugt. Es wäre ein Leichtes gewesen, eine Überfülle von Bildmaterial auszuschütten; Gradmann hat diesen leichteren Weg verworfen und den Bildteil dazu ausersehen, seinen Text so wirksam wie möglich zu ergänzen und zu vertiefen. Die Sparsamkeit verhilft diesem so zu großer Dichtigkeit. Die eine Reproduktion von Piranesis Carceri et-

wa wird so, zusammen mit der zugehörigen Deutung, stellvertretend für alle.

Ein gescheites, eindringendes und anregendes Buch bildet so den Anfang einer Reihe, deren Fortsetzung wir uns im Geiste und von der Gediegenheit dieses Erstlings erhoffen.

Michael Stettler

Cuno Amiet, ein Malerleben

(Zu dem Buche von Adèle Tatarinoff)

Überblicken wir die bisherigen Monographien über Cuno Amiet, so wird klar, daß es nicht leicht ist, Neues und Entscheidendes über Amiets reiches Malerleben zu sagen. Wir brauchen nur an die Namen Oskar Miller, Artur Weese, Raoul Nicolas, Conrad v. Mandach, Albert Bauer, Gotthard Jedlicka und diejenigen einiger Franzosen zu erinnern, um auf die Schwierigkeit der Aufgabe hinzuweisen. Zum Glück besitzen wir von Amiet selbst ein (leider vergriffenes) Buch, das 1948 die Bernische Kunstgesellschaft herausgab, und das mit des Meisters eigenen Worten Wesentliches «Über Kunst und Künstler» aussagt. Mit diesem Buche wurde klar, was seine Freunde längst wußten, daß Amiet nicht nur ein begnadeter Maler ist, sondern daß er auch zu reden und zu schreiben versteht.

Auf den 90. Geburtstag (28. März 1958) haben der Stand Solothurn und Frau Adèle Tatarinoff dem Künstler mit einer Buchgabe gehuldigt. Wie wir vernehmen, ist das Buch inzwischen auch an Schulbibliotheken abgegeben worden, der Jugend sicher zum leuchtenden Vorbild eines Mannes, der für seine engere und weitere Heimat Ehre eingelegt und es zu Anerkennung und Ruhm brachte.

Wenn Regierungsrat Dr. Urs Dietschi im Geleitwort betont, daß Kunst und Staat sich in unserer Zeit «nicht so schlecht» verstünden, so pflichten wir ihm bei, namentlich wenn er hinzufügt, daß der demokratische Staat einiges aufgeholt habe, was er in gewissen Zeiten allzusehr vernachlässigte. Soll damit gesagt sein, daß auch die Solothurner eine prächtige Gelegenheit verpaßt haben, als sie vor Jahren das Anerbieten zweier Künstler mit Namen Ferdinand Hodler und Cuno Amiet ablehnten, das Treppenhaus des Solothurner Kunstmuseums kostenlos auszumalen? (Nebenbei: die Berner waren nicht weitblickender, als sie die Vorstudien Hodlers für Wandgemälde im alten Rathaussaal ebenfalls unter den Tisch wischten.)

Die Laudatio zu dem Geburtstagsbuche wurde der Schwiegertochter des Urgeschichtsforschers Tatarinoff anvertraut. Entstanden ist ein schmuckes Buch im Format 19,5 auf 18,5 cm. Dieses trotzdem handlich gebliebene Format erlaubte es, keines der Bilder quer zum Buche zu stellen. Der Verlag Vogt-Schild AG., Solothurn, verdient Lob für die anständige Präsentation. Die 57 zum Teil farbigen Abbildungen sind gut gewählt und zeigen auch neueste Arbeiten des Künstlers.

Die Verfasserin versteht es, Neues zur Vita des Künstlers auszusagen. Sie leitet das Buch mit einer Genealogie der Amiets ein und trägt so zum Herkommen des Malers einiges bei; eine etwas straffere Fassung dieses Abschnittes hätte zwar nichts geschadet. Wenn sie dem Solothurner Kolorit einige Glanzlichter aufzusetzen versucht, so nehmen wir diese, der Stadt Solothurn zuliebe, gerne in Kauf. Werden und Sein des Künstlers werden anschaulich erzählt, und wir gehen kaum fehl, wenn wir vermuten, Cuno Amiet selbst habe der Autorin Red und Antwort gestanden. Sie weiß Einzelheiten zu erzählen, die sie vom Künstler selbst gehört haben muß und die sie getreulich wiedergibt. Auch Eigenes weiß sie zu schildern. Allenthalben spüren wir die Verehrung und Begeisterung für den Künstler heraus.

J. O. Kehrli